



Norbert Kühn

Neue Stauden- verwendung

Ulmer



Norbert Kühn

Neue Stauden- verwendung

169 Farbfotos

3 Schwarzweißfotos

41 Zeichnungen



Stauden sind eines der schönsten Materialien, die man als Landschaftsarchitekt, Gartenplaner oder engagierter Laie zur Verfügung hat. Die Vielfalt ihrer Erscheinungsformen ist überwältigend. Ihre Blüten, Blätter, der Trieb und die Wuchsform bereichern das Lebensumfeld. Noch viel stärker als Gehölze tragen sie die Botschaft des Lebendigen in sich und fordern uns auf, natürliche Erscheinungen und Prozesse im Detail zu studieren und immer wieder lenkend einzugreifen.

Ein tieferes Verständnis für Stauden bedingt, dass man sich mit ihrer Dauerhaftigkeit und ihrer Vergesellschaftung auseinandersetzt. So ergibt sich auch die unbedingte Notwendigkeit, sich mit ökologischen, gärtnerischen und ästhetischen Hintergründen zu beschäftigen. Gestalten mit Stauden kann als wunderbares Beispiel dafür gelten, wie sich die emotionale und rationale Gedankenwelt durchdringen kann, um etwas Erfreues und Beglückendes zu entwickeln. In diesem Sinne kann man an dieser Stelle wohl nur Karl Foerster (1941) Recht geben: „Verstand allein – Gefühl allein – führt nicht zum Ziel.“

Das Buch soll keine Rezepte vermitteln und keine Dogmen aussprechen. Es soll Grundlagen dafür bieten, um sich selbst neue und eigene Gedanken zu machen. Dazu ist es nötig in die Geschichte zu sehen und das schon Gedachte vor dem geistigen Auge vorbeiziehen zu lassen. Es ist auch nicht anstößig, sich an guten Beispielen zu orientieren und diese als Ausgangspunkt zu nehmen. Letztlich soll dieses Buch aber nicht das Denken behindern, sondern zu eigener Kreativität anregen.

Dieses Buch stellt keine vollständige Enzyklopädie der Staudenverwendung dar. Es soll zurzeit gebräuchliche Prinzipien aufzeigen und will sie auf eine ökologische Grundlage stellen. Dazu werden die Grundlagen erläutert und die wichtigsten Pflanzen genannt, mit denen sie sich verwirklichen lassen. Spezielle Lebensbereiche wie Alpinum, Steingarten, Wasserrand oder Wasserflächen wurden nicht berücksichtigt. Dazu gibt es eine umfangreiche Spezialliteratur.

Prof. Dr. Norbert Kühn



6

Einführung

Stauden und Staudenverwendung	6
Unentbehrliches Ärgernis: die Taxonomie	8
Deutsche Namen	12
Das Sortiment und die Sichtung	12

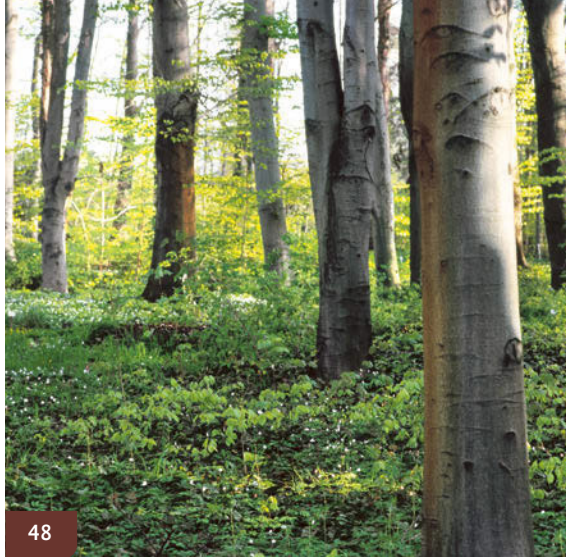


18

Teil I

Hintergründe

1	Geschichte der Staudenverwendung	20
1.1	Vorgeschichte	20
1.2	Beginn der Staudenverwendung: die Arts-and-Crafts-Bewegung	24
1.3	Anfänge in Deutschland	26
1.4	Erste Blüte der Staudenverwendung	29
1.5	Nachklang	34
1.6	Die Stauden und ihre Lebensbereiche	36
1.7	Der europäische Aufbruch: „Perennial Perspectives“	37
1.8	Zeit der Forschungen	41
2	Die heutige Situation der Staudenverwendung in Deutschland	42
2.1	Vielfalt der Ansätze	42
2.2	Aktuelle Tendenzen in der Staudenverwendung	46



48

Teil II

Ökologische Grundlagen der Staudenverwendung

- 3 Physiologisch-morphologische Grundlagen pflanzlicher Dynamik **50**
- 3.1 Wachstum und Entwicklung **50**
- 3.2 Alterung der Stauden **51**
- 3.3 Ausbreitungsverhalten **53**
- 3.4 Einfluss auf Wachstum und Entwicklung **56**
- 4 Strategien und Strategietypen **61**
- 4.1 Wuchsformen **61**
- 4.2 Lebensformen von Stauden **61**
- 4.3 K- und r-Selektion **64**
- 4.4 Strategietypen nach Grime **65**
- 4.5 Strategietypen für die Pflanzenverwendung **69**
- 4.6 Übersicht über die Strategietypen **95**
- 5 Natürliche Vegetation als Vorbild **98**
- 5.1 Was ist standortgerecht? **98**
- 5.2 Erkenntnisse vom natürlichen Wuchsort **98**
- 5.3 Das Vorkommen der Stauden in der Natur und ihre Vergesellschaftung **101**
- 5.4 Die Stauden und ihre Lebensbereiche **102**



108

Teil III

Grundlagen der Gestaltung mit Stauden

- 6 Ästhetische Grundlagen der Gestaltung von Staudenpflanzungen **110**
- 6.1 Ordnung und Harmonie **110**
- 6.2 Kontrast und Kombination **115**
- 6.3 Rhythmus **116**
- 6.4 Gruppierung **117**
- 6.5 Höhenstaffelung **124**
- 6.6 Transparenz **125**
- 7 Gestalterisch relevante Eigenschaften der Stauden **127**
- 7.1 Aufbau und Habitus **127**
- 7.2 Blattformen und -eigenschaften **143**
- 7.3 Farben bei Pflanzen **148**
- 7.4 Wirkung der Blütenfarben bei Stauden **153**
- 7.5 Andersfarbige Triebe **178**
- 7.6 Blattfarben **179**
- 7.7 Planungshinweise für Farbgestaltungen **184**



186

Teil IV

Aktuelle Prinzipien der Staudenverwendung

- | | | | | | |
|------|---|------------|------|---|------------|
| 8 | Moderne Farbbigkeit | 189 | 11 | Der Charme des Wilden:
Neue Natürlichkeit | 222 |
| 8.1 | Übernahme Klassischer
Farbgestaltung aus England | 189 | 11.1 | Verbindung von Natur und Kunst | 223 |
| 8.2 | Moderne Vorstellungen zu
Farbharmonien | 193 | 11.2 | Grundsätze der Gestaltung:
Zulassen und Lenken | 224 |
| 8.3 | Farbeinsatz ohne ökologische Skrupel | 196 | 11.3 | Auswahl der Pflanzen | 227 |
| 8.4 | Pflanzenauswahl | 196 | 11.4 | Beispiele für Gestaltungen | 231 |
| 8.5 | Beispiele für die Gestaltung | 198 | 12 | Großflächige Einartpflanzungen | 233 |
| 9 | Mehr als Farbe: Wirkung durch Formen | 199 | 12.1 | Vegetationsökologischer Hintergrund | 233 |
| 9.1 | Gestaltung durch Formen | 199 | 12.2 | The New American Garden | 234 |
| 9.2 | Grundzüge der Gestaltung | 202 | 12.3 | Planungsgrundsätze und
Pflanzenauswahl | 236 |
| 9.3 | Pflanzenauswahl | 205 | 13 | Mischpflanzungen | 243 |
| 9.4 | Beispiele für die Gestaltung | 210 | 13.1 | Hintergrund | 246 |
| 10 | Das Blatt als Gestaltungsmittel | 211 | 13.2 | Beispiele für Mischpflanzungen | 246 |
| 10.1 | Gestalten mit Texturen | 212 | 13.3 | Anlage und Pflege | 247 |
| 10.2 | Grundzüge der Gestaltung und
Pflanzenauswahl | 213 | 13.4 | Diskussion | 249 |
| 10.3 | Beispiele für Gestaltungen | 216 | 14 | Prinzip der Aspektbildner | 252 |



254

Teil V

Neuartige Lebensgemeinschaften

- | | | | | | |
|------|-------------------------------------|------------|------|--|------------|
| 15 | Neue Wiesen | 256 | 19 | Einsatz spontan auftretender Vegetation | 290 |
| 15.1 | Saatgut aus kontrollierter Herkunft | 256 | 19.1 | Die Entdeckung der Spontanvegetation | 290 |
| 15.2 | Neue Wiesen aus regionalem Saatgut | 258 | 19.2 | Spontane Pflanzengemeinschaften | 291 |
| 15.3 | Anlage von Wiesen | 259 | 19.3 | Vorgehensweise | 293 |
| 15.4 | Wiesenpflege | 262 | 19.4 | Ästhetische Aufwertung von Spontanvegetation | 296 |
| 15.5 | „Aufschmückung“ von Wiesen | 262 | | | |
| 16 | Prärie | 266 | | | |
| 16.1 | Der aktuelle Trend zur Prärie | 266 | | | |
| 16.2 | Anlage und Pflege von Prärien | 267 | | | |
| 16.3 | Prärie und Neophyten | 273 | | | |
| 17 | Kiesgärten | 275 | | | |
| 17.1 | Der Garten am Ende der Welt | 275 | | | |
| 17.2 | Beth Chattos Kiesgarten | 278 | | | |
| 17.3 | Kiesbeete | 281 | | | |
| 18 | Coppicing | 285 | | | |
| 18.1 | Das natürliche Vorbild | 285 | | | |
| 18.2 | Stauden im Niederwald | 286 | | | |
| 18.3 | Bepflanzung | 287 | | | |
| 18.4 | Ausblick | 289 | | | |

Glossar **300**

Bestimmungsschlüssel für Lebensbereiche nach Sieber **302**

Literaturverzeichnis **305**

Wichtige Adressen zu weiterführender Information **315**

Bildquellen **315**

Register **316**

Danksagung **336**

Service

Einführung

Stauden und Staudenverwendung

Was sind Stauden?

„Stauden sind perennierende Pflanzen, das sagt den meisten gar nichts. Stauden sind Blumen, die im Winter aus scheußlichem Gestrüpp bestehen oder gar nicht vorhanden sind, falls man nicht in der Erde nachwühlt. Bei einem Mindestmaß an Freundlichkeit blühen sie jedes Jahr wieder. Hat man sie lieb, bedanken sie sich überschwänglich“ (Foerster 1937).

Mit dieser lakonischen Beschreibung versuchte Karl Foerster die Gruppe von Pflanzen zu charakterisieren, der er sich ganz verschrieben hatte und die er in Deutschland populär machte. Möchte man etwas präziser sein, so muss man leider feststellen, dass sich der Begriff „Stauden“ gar nicht so einfach fassen lässt. Botanisch-systematisch kann man sie nicht abgrenzen. Zwar gehören alle Stauden zu den Gefäßpflanzen – aber damit hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Die überwiegende Anzahl sind Samenpflanzen, es befinden sich aber ebenso Sporenpflanzen darunter, etwa die zahlreichen Farne. Innerhalb vieler Familien und sogar innerhalb derselben Gattung lassen sich Arten ganz unterschiedlichen Gruppen zuweisen. So gibt es etwa unter den Arten von *Clematis* und *Cornus* Stauden wie Gehölze, während zum Beispiel bei *Erigeron*, *Chrysanthemum* und *Delphinium* Stauden und einjährige Arten zu finden sind.

Zentrale Kriterien zur Charakterisierung der Stauden sind die Eigenschaften perennierend (also mehrere Jahre überdauernd) und winterhart.¹ Sie ziehen sich also im Winter in ihre Überdauerungsorgane zurück, überstehen so die mitteleuropäische Kälteperiode und treiben jedes Jahr von Neuem aus. Stauden werden gerne auch als krautige Pflanzen definiert. Doch das trifft nicht auf alle zu. Gerade sehr beliebte Arten wie *Lavandula angustifolia* und *Salvia officinalis* verholzen mit den Jahren.

Welche dieser Zwergsträucher (Chamaephyten) letztlich zu den Stauden gerechnet werden und welche nicht, lässt sich nicht systematisch nachvollziehen. Während *Dryas* in jeder Staudengärtnerei zu finden sein wird, sucht man die Spalierweiden – die eine ganz ähnliche Erscheinungsform haben – vergeblich. Während *Lavandula* und *Salvia officinalis* ganz selbstverständlich als Stauden gelten, würde man das von zwergigen Rhododendren nicht behaupten. Hier gibt es eine Art von Konvention oder gärtnerischem Pragmatismus: Pflanzen, die sich üblicherweise zusammen mit herkömmlichen Stauden zusammen vermehren und kultivieren lassen und auch mit diesen verwendet werden, bezeichnet man als Stauden. Andere Chamaephyten werden dagegen als Gehölze von Baumschulen angeboten.

Einen ersten Überblick über die Vielfalt der Stauden eröffnet die Zuordnung nach den Lebensformen nach Raunkiaer (1907) (Dierschke 1994, 88ff.). Diese Kategorien erlauben auch bereits eine erste grobe, ökologische Charakterisierung:

Unter den Stauden finden sich Pflanzen mit unterirdischen Überwinterungsorganen wie Zwiebeln (zum Beispiel bestimmte *Tulipa*-Arten, *Scilla siberica*), Knollen (zum Beispiel *Corydalis cava*) oder Rhizomen (*Anemone*

1 Schon Theodor Rümpler nennt diese Kriterien im Titel seinem 1887 erschienenen Staudenbuches – dem ersten in deutscher Sprache: „Die Stauden oder perennierenden winterharten oder doch leicht zu schützenden Blüten- und Blattpflanzen als das werthvolle und vortheilhafteste Ausstattungsmaterial für Blumen- und Landschaftsgärten, mit Einschluß alpiner Arten...“

Definition 1

Stauden sind mehrjährige Gewächse (perennierend), die im mitteleuropäischen (gemäßigten) Klima den Winter überdauern (sie sind winterhart) und aus ihren im Boden, an der Bodenoberfläche oder bodenoberflächennahe gelegenen Überwinterungsorganen wieder austreiben können. Meist sind sie krautig, selten verholzend.

nemorosa), die zugleich als Speicher für Energiereserven dienen können. Solche Arten werden ökologisch als Geophyten bezeichnet. Auch viele Wasserpflanzen gehören zu den Stauden. Bei ihnen liegen die Überwinterungs- und Speicherorgane entsprechend unter Wasser (sogenannte Hydrophyten).

Der überwiegende Teil der Stauden besitzt jedoch einen an der Erdoberfläche kriechenden Wurzelstock, der als Überdauerungsorgan dient, aber keine besonderen Speichervorrichtungen besitzt. Ökologisch korrekt nennt man diese Lebensform Hemikryptophyt.

Viele Pflanzen, besonders in den Hochlagen der Gebirge, haben kein ausgesprochenes Höhenwachstum, sondern besitzen gestauchte, dicht verzweigte Sprossachsen über dem Erdboden. Zu diesen Polster- und Rosettenpflanzen (korrekt als krautige Chamaephyten bezeichnet) gehören viele besonders für den Steingarten beliebte Arten (zum Beispiel viele Enziane, *Aubrieta*, Steinbrech und *Sempervivum*).

Nach üblichen Definitionen zwar oft ausgeklammert (da dem Kriterium „krautig“ widersprechend), aber aus dem Gesichtspunkt der Staudenverwendung sinnvoll, müssen auch die niedrigen Arten der verholzenden Zwerg- und Halbsträucher (die ebenfalls zur Lebensform der Chamaephyten gehören) zu den Stauden gerechnet werden. Das sind entweder Spaliersträucher (wie *Dryas octopetala*), die mit ihren verholzten Trieben auf dem Boden kriechen, oder Pflanzen, die kleine Büsche ausbilden (wie zum Beispiel *Helianthemum nummularium*, *Lavandula angustifolia* oder *Santolina chamaecyparissus*).

Was versteht man unter Staudenverwendung?

Perennierende, winterharte Gewächse gehörten zum Inventar aller Gärten seit der Sesshaftwerdung der Menschen. Sie wurden als Nahrungsgrundlage eingesetzt, stellten notwendige Rohstoffe wie zum Beispiel Fasern bereit oder wurden für medizinische Zwecke gebraucht. Spätestens seit der römischen und griechischen Antike und dann wieder seit dem Mittelalter kennt man Stauden auch als Zierpflanzen. Diesen beiläufigen Einsatz im Rahmen von Schmuckpflanzungen könnte man als Staudenverwendung im weiteren Sinne begreifen.

Staudenverwendung im engeren Sinne dagegen bezeichnet den Einsatz von Stauden zur Ausschmückung von Gärten, Parks und sonstigen Freiräumen. Wichtig ist, dass es sich nicht um eine zufällige Anhäufung handelt, sondern dass die bewusste Zusammenstellung von Stauden einer Gestaltungsidee folgt. Damit steht nicht die einzelne Pflanze im Vordergrund, sondern die Wirkung der gesamten Pflanzung. Erst die Kombination und der gezielte Einsatz macht also aus einer Staudenpflanzung eine Staudenverwendung. In der Regel sind dabei verschiedene Arten oder Sorten miteinander vergesellschaftet. Sie gewinnen ihre Schmuckwirkung durch Austrieb, Wuchsform (Habitus) und Blätter, Blüten und Fruchtstände. Natürlich können auch andere Pflanzen wie Bäume und Sträucher an der Zusammenstellung beteiligt sein, die Stauden stehen jedoch im Mittelpunkt der Gestaltung.

Staudenpflanzungen können ganz verschiedene ästhetische Konzepte besitzen: Die Bandbreite kann von streng formalen Pflanzweisen (zum Beispiel Monopflanzungen) bis zu naturhaften Konzepten (zum Beispiel Blumenwiesen) reichen. Auch die Pflanzflächen selbst können je nach der Umgebungsgestaltung, in die sie eingebettet sind, ganz unterschiedliche

Formen aufweisen. Dies reicht von Beeten und Rabatten (zum Beispiel die englischen Mixed Borders, oder Perennial Borders) bis zu flächigen Pflanzungen in Wäldern und auf Freiflächen.

Unentbehrliches Ärgernis: die Taxonomie

2 Wie kompliziert die Geschichte der Benennung einer Pflanze dennoch sein kann, zeigt sich an der Gattung *Hosta*. Zunächst gab es Uneinigkeit über die systematische Zugehörigkeit der zum Ende des 18. Jahrhunderts aus Ostasien neu eingeführten Pflanze (sie wurde zum Beispiel der Gattung *Hemerocallis* angegliedert). Man entschloss sich schließlich, eine eigene, neue Gattung zu eröffnen und benannte die Pflanze mit dem Gattungsnamen *Hosta* (nach Host, 1761–1834, der die Pflanze eingeführt hat), was jedoch bald darauf in Vergessenheit geriet. Es setzte sich der später gewählte Name *Funkia* durch (nach Funck, 1771–1839), der fast 90 Jahre Bestand hatte, bis 1905 dann der endgültige, weil ältere Gattungsname *Hosta* wieder eingeführt wurde. Im Deutschen werden diese Pflanzen daher immer noch gerne als *Funkie* bezeichnet (dazu Wimmer 1991 und Krausch 2003, 215).

3 Es gibt ein treffendes Bonmot, das dieses Ärgernis thematisiert: „Deutsche Namen ändern sich von Ort zu Ort – wissenschaftliche von Jahr zu Jahr.“

Die Vielfalt an Stauden ist fast unüberschaubar. Während Rümpler 1887 934 Arten und Sorten nennt, sind es bei Silva-Tarouca und Schneider 1922 bereits 2883. In der fünften Auflage der „Freiland-Schmuckstauden“ von Jelitto, Schacht und Simon von 2002 sind es allein 1100 Gattungen mit jeweils entsprechend vielen Arten und Sorten. Schon aus diesen Zahlen wird die dringende Notwendigkeit einer richtigen, eindeutigen Namensgebung ersichtlich. Deutsche Namen gibt es nur für die wichtigsten Pflanzen. Mit ihnen kommt man bei einer differenzierten Staudenverwendung nicht sehr weit.

Das Problem einer zweifelsfreien Benennung scheint seit den Zeiten des schwedischen Botanikers Carl von Linné (1707–1778) gelöst. Er führte das binäre System in die Botanik ein. In seinem Buch „Species plantarum“ legte er 1753 fest, dass man zur Kennzeichnung einer Pflanze den Gattungsnamen- und das Artepitheton aufführt. Man war nicht mehr auf die unterschiedlichen Volksnamen angewiesen, sondern konnte die Pflanzen wissenschaftlich benennen.²

Die wissenschaftliche Namensgebung, die sogenannte Nomenklatur, ist für alle gärtnerischen Bereiche unentbehrlich. Doch was auf den ersten Blick transparent und logisch erscheint, kann im Detail oft völlig undurchschaubar sein. Denn ähnlich wie alle Klassifizierungen handelt es sich auch bei der Taxonomie um ein System, das nicht die Wirklichkeit abbildet, sondern sie durch Vereinfachungen handhabbar macht. So kann es sein, dass scharfe Grenzen zwischen Taxa (systematischen Einheiten) gezogen werden, wo es in der Natur tatsächlich einen Übergang gibt.

So verwundert es nicht, dass sich mit Fortschreiten der botanisch-systematischen Forschung Namen und Zuordnungen selbst lange bekannter Arten immer wieder ändern. Mit den neu entwickelten genetischen Untersuchungsmethoden (mithilfe von DNA-Basensequenzen) werden zurzeit von Systematikern viele Gattungen neu bearbeitet und in der Folge neu klassifiziert – mit erheblichen Auswirkungen auf bekannte Namensgebungen (siehe Callauch 2008, Nesom 2009). Diese Umbenennungen stellen für Gärtner ein stetiges Ärgernis dar.³ Man kann natürlich auch, wie in der Literatur häufig zu beobachten ist, so lange warten, bis ein abgeschaffter Name wieder Gültigkeit besitzt. Nur leider kann man sich darauf nicht wirklich verlassen. Also bleibt nichts anderes übrig, als sich immer wieder über den neuesten Stand zu informieren.

Insgesamt gesehen liegt aber doch ein brauchbares System vor, mit dem man arbeiten kann. Dieses System wird von Botanikern in aller Welt stetig weiter fortgeschrieben, die neueste Fassung der Benennungsregeln für Pflanzen stammt aus dem Jahr 2006 (ICBN 2006) für Kultivare von 2004 (ICNCP 2004).

Arten und Gattungen

Alle Pflanzen, die sich gegenüber anderen durch deutliche morphologische Unterschiede abgrenzen, werden als Art (oder Species) bezeichnet. Die Merkmale einer Art treten konstant auf und werden weiter vererbt. Individuen einer Art bilden eine Fortpflanzungsgemeinschaft (Wagenitz 1996). Arten, die ähnliche Merkmale besitzen, werden zu einer Gattung (oder Genus) zusammengefasst. In der binären Nomenklatur wird eine Pflanze immer mit einem zweiteiligen Namen bezeichnet (zum Beispiel *Ajuga reptans*).

In wissenschaftlichen Publikationen wird der Art immer noch der Name des Erstbeschreibers, häufig abgekürzt, hinzugefügt. Sehr oft findet sich ein L., das für Carl von Linné steht (wie zum Beispiel bei *Ajuga reptans* L.). Art und Gattung sind die beiden wichtigsten Taxa (Einheiten), die bei Pflanzen immer angegeben werden müssen.

Weitergehende genetische Ausdifferenzierung

Für die gärtnerische Verwendung von Stauden kommen jedoch oft gerade die Formen in Frage, die sich durch besondere, optisch hervorstechende Eigenschaften vom eigentlichen Typus der Art unterscheiden. Zum Beispiel kann es eine andere Blütenfarbe sein oder eine abweichende Blattform. Die Artebene genügt in diesen Fällen nicht, um die gewünschte Pflanze mit der beabsichtigten Wirkung genau benennen zu können.

Abweichende Formen müssen nicht immer Ergebnis einer Züchtungsarbeit sein. Ganz im Gegenteil: In der Natur gibt es immer wieder solche Erscheinungen – sie sind letztlich die Grundlage zur Evolution der Arten. Viele dieser abweichenden Formen wurden von Gärtnern in der Natur gesammelt und dann gärtnerisch kultiviert. Erst seit der Entwicklung der Vererbungslehre konnte man gezielt und methodisch an die Züchtungsarbeit herangehen.

Im botanischen System gibt es ganz unterschiedliche Kategorien, die eine solche Abweichung von der eigentlichen Art korrekt beschreiben. So kann es sich um eine Unterart, eine Varietät, eine Hybride, eine Form oder um eine Sorte handeln.

Genetische Differenzierungen finden sich in der Natur oft bei Pflanzen mit sehr großen Verbreitungsgebieten. Aber auch wenn sich das Gesamtareal durch unüberwindbare Grenzen, wie zum Beispiel Gebirge, Seen, Ströme oder Meere in Teilareale aufgespalten hat, bilden sich evolutionär deutliche Unterschiede heraus. Solche isolierten Populationen besitzen keine Möglichkeit eines genetischen Austausches mehr und beginnen sich somit getrennt voneinander weiterzuentwickeln. Deshalb findet sich insbesondere bei alpinen Pflanzen eine hohe Artendiversität (so bei den Gattungen *Gentiana*, *Primula* und *Saxifraga*). Dies verlockte die Gärtner und vor allem die Sammler unter ihnen von jeher, sich gerade diesen Pflanzen zuzuwenden.

Die wichtigsten Taxa unterhalb der Artebene

Unterarten (Subspecies, abgekürzt subsp.) können als Vorstufe zu einer eigenen Art angesehen werden. Sie besitzen ebenfalls genetisch konstante Abweichungen, lassen sich aber im Erscheinungsbild nur unscharf voneinander abtrennen, weshalb ihnen der Artstatus verweigert wird. In der Regel lassen sich für Unterarten Grenzen ihrer Verbreitung aufzeigen. Unterarten einer Art sind durch einige Merkmale deutlich voneinander unterschieden.

Öfter als subsp. jedoch findet sich bei Stauden hinter dem Artnamen das Kürzel var., das eine **Varietät** (Varietas) kennzeichnet. Hier treten ebenfalls Abweichungen von der eigentlichen Art auf, diesen ist jedoch kein eigenes Areal zuzuweisen (Beispiel: *Rudbeckia fulgida* var. *deamii*, var. *palustris*, var. *speciosa* und var. *sullivantii*).

Unterarten und Varietäten können gärtnerisch im Prinzip wie eigene Arten behandelt werden, denn oft unterscheiden sie sich nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in Bezug auf ihre Anforderungen an den Standort. So können Unterarten mitunter trockenere bzw. feuchtere Plätze besiedeln als die eigentliche Art. Beide Taxa fallen echt aus Samen, die Tochterpflanze entspricht genetisch wieder der Mutterpflanze. Dies ist wichtig für eine dynamisch-naturhafte Staudenverwendung, in der eine generative Ausbreitung zugelassen wird.

Gibt es einzelne, abweichende Eigenschaften bei einer oder mehreren Pflanze in einer Population, so wird dies als **Form** (forma, abgekürzt fo.) bezeichnet (Wagenitz 1996). Solche Abweichungen sind nicht selten, werden aber nur dann wahrgenommen, wenn sie äußerlich auffallen, wie etwa durch eine andere Blütenfarbe oder ein verändertes Wuchsverhalten. Eine sehr oft auftretende Abweichung ist zum Beispiel eine weiße statt einer farbigen Blüte (in der Regel als fo. *alba* bezeichnet). Solche Formen sind sehr gesucht und bilden einen weiteren Ausgangspunkt für gärtnerischen Sammeleifer. Die Eigenschaften von Formen können – müssen aber nicht – generativ weitergegeben werden.

Obwohl es in der Definition einer Art begründet ist, dass sie für sich eine Fortpflanzungsgemeinschaft bildet, kreuzen sich mitunter eng miteinander verwandte Arten. Man bezeichnet die daraus resultierende Mischform als **Hybride** (= Bastard) und kennzeichnet sie durch ein „x“ vor der Artbezeichnung. So entstand das *Geranium* × *cantabrigiense* (Abbildung 1) aus den Arten *G. macrorrhizum* und *G. dalmaticum* und wurde in Biokovo (Slowenien), wo beide Arten nebeneinander vorkommen, zum ersten Mal in der Natur entdeckt. Schon vorher kannte man diese Hybride aber aus botanischen Gärten, zum Beispiel aus Cambridge, weshalb die Hybride auch als Cambridge-Storchschnabel (latinisiert dann *cantabrigiense*) bezeichnet wird. Selten kommt es sogar zu Hybriden zwischen Arten unterschiedlicher Gattungen, so zum Beispiel bei × *Solidaster luteus*, einer Hybride aus *Solidago vigioli* und *Aster ptarmicoides*.⁴

Gärtnerische Taxonomie: Sorten, Kultivare

Aus der Natur oder in Kultur selektierte Formen, die gärtnerisch weiter kultiviert werden, bezeichnet man als **Sorten**. So wurde zum Beispiel das von dem bekannten Staudenfachmann Dr. Hans Simon 1975 gefundene *Geranium macrorrhizum* ‘Czakov’ nach seinem Fundort benannt. Entsteht bei Kreuzung verschiedener Ausgangsarten eine Bandbreite unterschiedlicher Formen, so können auch diese mit einem Sortennamen gekennzeichnet werden. So hat der Züchter Georg Arends eine ganze Reihe von Sorten der Gattung *Astilbe* durch Kreuzung verschiedener Arten erzeugt. Die Hybridgruppe wurde nach ihm *Astilbe* × *arendsii* benannt. Dazu gehören zum Beispiel die Sorten ‘Amethyst’, ‘Brautschleier’, ‘Cattleya’, ‘Gloria’, und ‘Glut’. Den Sortennamen vergibt der Züchter oder der Sammler dieser Form, sie können poetisch die Pflanze beschreiben, wie es bei Karl Foerster häufig der Fall ist (‘Gletscherwasser’, ‘Berghimmel’, ‘Jubelruf’), oder aber bestimmte Personen (‘Else Schluck’, ‘Obergärtner Jürgens’) oder besondere

4 Nach der neuesten Nomenklatur ist jedoch fragwürdig, ob man hier von einer Gattungshybride ausgehen kann. Die amerikanischen Botaniker haben sowohl *Solidago* als auch *Aster* in viele neue Gattungen aufgeteilt (neben *Aster* sind dies *Symphyotrichum*, *Eurybia*, *Doellingeria*, *Oreostemma*; siehe dazu Nesom 2009). *Aster ptarmicoides* wurde in diesem Zuge zu *Solidago ptarmicoides*, sodass die Hybride mit *Solidago rigida*, bislang als Gattungshybride × *Solidaster lutea* jetzt eigentlich eine *Solidago* × *lutea* geworden sein müsste. Diese zweite Elternart wird jedoch inzwischen zu *Oligoneuron* gestellt, sodass wir wieder eine Gattungshybride vor uns hätten (und tatsächlich wird sie in der amerikanischen Literatur auch noch als × *Solidaster* geführt). Nach Jelitto et al. 2002 (658) handelt es sich jedoch bei beiden Ausgangsarten um Mitglieder der Gattung *Oligoneuron* (hier wird aus *Aster ptarmicoides* nicht *Solidago ptarmicoides*, sondern *Oligoneuron album*), sodass dort die Pflanze als *Oligoneuron* × *lutescens* bezeichnet wird ... (Vielleicht sollte man die Pflanze ganz einfach meiden – im Freiland hat sie sich sowieso als nicht wirklich standfest erwiesen.)



Orte ('Finsteraarhorn', 'Spessart') ehren. Manche sind sicher einfach aus einer Laune heraus entstanden ('Wenn schon – denn schon', siehe Abbildung 2, 'Sum and Substance', 'Zwergelöfent'). Vorschriften gibt es hierfür nicht.

Formen, Sorten und alle durch **Hybridisierung** entstandenen Pflanzen (Abbildung 3) müssen in der Regel vegetativ vermehrt werden, wenn man ihre Eigenschaften erhalten will. Sie fallen aus Samen „nicht echt“, das heißt, die Tochterpflanzen können ein von der Mutterpflanze abweichendes Erscheinungsbild besitzen. Das muss man bei einer naturalistischen Pflanzweise berücksichtigen. Zumindest wenn durch Aussamen und die Entwicklung von Sämlingen eine Dynamik entstehen soll, muss man damit rechnen, in einigen Jahren nicht mehr die Ausgangsform zu besitzen, sondern einen ganzen Schwarm von intermediären Typen. Dies kann durchaus sehr reizvoll sein. Bei einigen Stauden kam es als Folge der Hybridisierung allerdings zur Sterilität der Pflanze. Auch das kann ein interessanter und erwünschter Effekt sein, wenn man das Aussamen verhindern will.

Absaaten von bekanntermaßen vegetativ zu vermehrenden Sorten müssen deshalb als solche gekennzeichnet werden. Sie werden „Strains“ (engl. für Nachkommen) genannt. Das Etikett muss mit einem „S“ versehen sein. Bekannt sind zum Beispiel Absaaten von *Lavandula*-Sorten wie 'Munstead'-Strain und 'Hidcote'-Strain.

Eine Ausnahme von der Regel der vegetativen Vermehrung bilden die Samensorten. Die sogenannten F1-Hybriden werden aus den Eltern immer wieder neu „hergestellt“ und fallen dadurch echt. Der Samen ist daher recht teuer, deshalb besitzen solche Sorten nur im Gemüsebau und in

Abb. 1: *Geranium x cantabrigiense* entstand als eine Hybride aus *G. dalmaticum* und *G. macrorrhizum*. Sie ist sowohl aus Gärten als auch vom Naturstandort bekannt.

Abb. 2: Der Name für die Phlox-Sorte 'Wenn schon – denn schon' geht auf eine Eingebung Karl Foersters zurück.

Abb. 3: Weißblütige Formen treten in Absaaten öfter auf. Hier stehen eine blaublühende und eine spontane weiße Form (fo. *alba*) einer Bärtigen Glockenblume (*Campanula barbata*) nebeneinander.

der Balkonpflanzenanzucht eine größere Bedeutung. Andere Samensorten (also F2-Generationen und alle weiteren) entstehen dadurch, dass man einmal entstandene abweichende Typen immer wieder mit sich selbst kreuzt, sodass man im größeren Umfang genetisch relativ einheitliche Pflanzen heranzieht. Aus diesem Ausgangsmaterial werden Samen gewonnen und angeboten. Man kann dann davon ausgehen, dass ein Großteil der Nachkommen die Eigenschaften der Eltern geerbt hat. Samensorten werden immer populärer, da sie billiger, schneller und in größerem Umfang zu produzieren sind, während das vegetative Vermehren der Stauden mit sehr viel zeitaufwändiger Handarbeit verbunden ist. Dies schlägt sich dann auch im Preis nieder.⁵ Allerdings treten sortenspezifische Eigenschaften (wie zum Beispiel bestimmte Blattfarben, Blütenfarben oder Wuchsformen) bei vegetativ vermehrten Sorten in der Regel klarer und verlässlicher zu Tage (siehe dazu auch ausführlich „Kulturpraxis der Freilandschmuckstauden“, Fessler und Köhlein 1997).

5 So zählt man zum Beispiel für vegetativ vermehrte Rittersporn-Sorten (zu denen etwa das ganze Sortiment der Foerstersonen Elatum-Gruppe gehört) das Zweibis Dreifache des Preises wie für die generativ vermehrte Pacific-Gruppe.

Deutsche Namen

Wissenschaftliche Namen sind als international gültige Konventionen notwendig. Da auch Botaniker in anderen Ländern diese Pflanzennamen kennen, kann man sich zweifelsfrei darüber verständigen.⁶

Deutsche Pflanzenamen können zumindest für den deutschen Sprachraum einheitlich gebraucht werden (zum Beispiel bei Rittersporn, Eisenhut oder Ochsenauge). Manche Namen variieren regional sehr stark (zum Beispiel für *Taraxacum officinale*: Kuhlblume, Pustelblume, Löwenzahn und andere). Mitunter unterscheidet man in Deutschen nicht zwischen ähnlich aussehenden Arten und belässt es beim Gattungsnamen (zum Beispiel Anemone, Kamille).

Besonders schwierig ist die Benennung bei Gattungen, die sehr artenreich sind oder sich hierzulande noch nicht lange in Gartenkultur befinden. Hier kann es sein, dass es entweder gar keine deutschen Namen gibt oder aber nur solche, die direkte Übersetzungen wissenschaftlicher Namen darstellen (*Asclepias tuberosa* = Knollige Seidenpflanze, *Asclepias incarnata* = Fleischige Seidenpflanze). Im Falle solcher „Kunstnamen“ empfiehlt es sich auf den wissenschaftlichen Namen zurückzugreifen.

Es kommt nicht selten vor, dass wissenschaftlicher und deutscher Name identisch sind. Dies findet sich besonders häufig bei lange eingeführten und hier sehr beliebten Pflanzen. *Phlox* heißt Phlox, *Crocus* ist Krokus, *Anemone* bleibt Anemone und *Rudbeckia* wird in der Regel auch im Deutschen als Rudbeckie bezeichnet.

6 Etwas Verwirrung entsteht allerdings dadurch, dass die Aussprache der wissenschaftlichen Namen mitunter nicht unwesentlich voneinander abweicht. Dies lässt sich sehr einfach nachvollziehen, indem man einen Amerikaner, einen Italiener und einen Deutschen den Gattungsnamen *Heuchera* aussprechen lässt.

Das Sortiment und die Sichtung

Selektion und Züchtung

Seit Pflanzen gesammelt wurden, hat man sich immer um die Besonderheiten bemüht, die durch abweichende Eigenschaften auffallen. Man hat solche Exemplare auf Reisen und Wanderungen gesammelt und bevorzugt

in den Gärten kultiviert. Heute noch kommen immer wieder solche Naturselektionen in den Handel. Einmal in Kultur genommen, werden sie dann meist als Sorte geführt.

Solche Sammlungen besonderer Typen stellten den Ausgangspunkt für die Züchtungsarbeit dar. Zunächst dürften neue Sorten noch zufällig entstanden sein, weil unterschiedliche Typen der gleichen Art oder aber kreuzbare Partner nebeneinander vorkamen. Karl Foerster und auch noch Ernst Pagels haben dem Zufall etwas nachgeholfen, indem sie die Sorten bzw. Arten mit guten Eigenschaften nebeneinander setzten, die Befruchtung aber den Insekten überließen. Die so entstandenen Sämlinge wurden aufgepflanzt, die besten herausselektiert (Karl Foerster nannte das den „Enttäuschungsfilter“) und als Sorten in den Handel gegeben. Viele kleine Gärtnereien haben noch heute ihre Freude daran, zufällig entstandene Selektionen weiterzukultivieren und später als Sorte herauszugeben.

Jedoch wurden Stauden schon seit dem 19. Jahrhundert (bei einigen Modeblumen wie Tulpen, Aurikeln und Nelken auch schon früher) gezielt gezüchtet, als es galt durch Neuigkeiten auf sich aufmerksam zu machen. Man hat die Mutterpflanze mit dem Pollen eines Kreuzungspartners befruchtet, da man sich von den Ausgangsformen ein interessantes Ergebnis versprach. Diese Züchtungsarbeit ist im Bereich der Zierpflanzen unter Glas perfektioniert worden, eine konsequente Züchtungsarbeit bei Stauden war wegen ihrer geringen ökonomischen Bedeutung eher die Ausnahme.

Dies hat sich heute gewandelt. In den Niederlanden und in den USA gibt es Züchter, die versuchen mit ihren Stauden-Neuheiten Trends zu setzen. Jährlich werden so mehrere hundert neue Sorten herausgebracht (zum Beispiel bei den Gattungen *Hosta*, *Heuchera*, *Hemerocallis*, *Iris* oder *Tiarella*). Eine schnelle, vegetative Weitervermehrung der so gewonnenen Typen erlaubt die In-vitro-Kultur, bei der man Zellen einer neuen Sorte entnimmt und sie zu Zellhaufen im Reagenzglas heranwachsen lässt. So ist es möglich beliebig viele undifferenzierte Zellen mit derselben Erbinformation zu produzieren. Durch Zugabe von Wachstumshormonen differenzieren sie aus und entwickeln sich so zu neuen Pflanzen. Nur dadurch wird es möglich, dass man zum Beispiel neue *Hosta*-Sorten, bei denen man bei „normaler“ vegetativer Vermehrung viele Jahre benötigt, um ausreichend verkaufsfähiges Material heranzuziehen, schon kurze Zeit nach der Züchtung in hohen Stückzahlen auf den Markt bringen kann.

Solche Pflanzen sind aber in der Regel durch keinen allzu langen „Enttäuschungsfilter“ gegangen. Die Zielgruppe dieser neuen Pflanzenzüchter sind auch nicht Landschaftsarchitekten oder Hobbygärtner, sondern „Pflanzenkonsumenten“ – Menschen, die im Baumarkt eine billige, auffällige Pflanze erstehen, um sie nach wenigen Monaten wieder wegzuworfen.⁷ Das wichtigste Merkmal einer Staude, ihre Dauerhaftigkeit, ist in diesem Fall weder beabsichtigt noch erwünscht.

Sichtung

Die Vielfalt der gezüchteten Gartenformen machte schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Auswahl notwendig. Die Idee, die besten Sorten zu prüfen, wird seither als Sichtung bezeichnet. Sie kam aus England und wird dort noch heute von der Royal Horticultural Society (RHS) in ihrem Garten in Wisley praktiziert (engl. trials). Karl Foerster mahnte an, die Sichtung für Stauden auch in Deutschland einzurichten. Anders als in England sollte sie an verschiedenen Standorten über das Land verteilt

⁷ In diesem Zusammenhang werden von findigen Werbestrategen auch neue Namen für altbekannte Pflanzen erfunden.

stattfinden. Ein erster Sichtungsgarten wurde auf der Freundschaftsinsel in Potsdam angelegt (Foerster in Jelitto und Schacht 1963, 7f.). Hermann Mattern entwickelte dazu die Planung.

Richard Hansen erweiterte die Aufgaben der Sichtung und wollte neben der Einzelpflanze auch die Kombination einer solchen Prüfung unterwerfen: „Sichtung bedeutet Auslese der besten Züchtungen und kulturwürdiger Arten, aber auch das Erfassen der richtigen Pflanzplätze mit geeigneten Partnern und Nachbarn, die sich zur Vergemeinschaftung eignen. Im weiteren Sinn heißt sichten, das Harmonische und Schöne zu fördern, Form und Inhalt des Lebendigen zu suchen, nach Individualität der Natur in jedem Grünraum“ (Hansen 1987, 16).

Heute werden die Pflanzen auf folgende Eigenschaften hin geprüft: Winterhärte und Ausdauer, Wuchskraft, Standfestigkeit, Wirkung vor, während und nach der Blüte, Reichblütigkeit, Blütezeit, Blühdauer, Blütenfarbe, Resistenz gegenüber Krankheiten und Wetterbeständigkeit (Hitze, Regen), Vermehrbarkeit, Marktwert und Verwendbarkeit in Pflanzengemeinschaften. Die Daten werden im Arbeitskreis Staudensichtung des Bundes deutscher Staudengärtner (BdS) zusammengetragen und ausgewertet. Es erfolgt eine allgemeine Bewertung, die dem Staudenverwender aufzeigen soll, auf welche Sorten er mit Erfolg zurückgreifen kann. Für die Staudengärtner bedeuten diese Ergebnisse, dass er bei diesen Pflanzen auch mit einer verstärkten Nachfrage rechnen kann. Deshalb werden die überprüften Pflanzen nach Ablauf der Sichtung an die Betriebe versteigert, die dann geprüfte Pflanzen vermehren und anbieten können. Tabelle 1 listet die Sichtungsgärten in Deutschland auf, Tabelle 2 nennt die Bewertungsstufen für Stauden in der Sichtung.

Diese Auswahl – und damit die gleichzeitige Eingrenzung des Sortiments – ist nicht ganz unkritisch zu sehen. Immer wieder kommt es zu regional unterschiedlichen Ergebnissen, das heißt, es gibt Sorten, die möglicherweise spezielle Klimabedingungen benötigen, sich dann aber optimal entwickeln können. Eine solche Regionalisierung war zwar schon von jeher angedacht, wurde bislang aber nicht vollzogen. Dazu Hansen 1987 (16): „Der Gartenwert einer Staude ergibt sich aus ihrer Bedeutung für Pflanzungen aller Art, die jedoch in rauen und in milden Klimagebieten sehr unterschiedlich sein kann.“ Deshalb gibt es von Gärtnern immer wieder kritische Stimmen gegen die Sichtung, da sie mit „entbehrlich“ eingestuften Stauden in ihrem eigenen Umfeld gute Erfahrungen gemacht haben. Inzwischen versucht man solche Besonderheiten durch Vergabe des Prädikats „Lokal-sorten“ zu kennzeichnen.

Karl Foerster und die frühen Staudengärtner des 20. Jahrhunderts taten sich noch leicht mit der Bereinigung des Sortiments; sie standen am Beginn der Züchtungsarbeit. Heute stellt sich heraus, dass verstärkt alte Sorten durch die Sichtung als überholt eingestuft werden. Offensichtlich gibt es diffuse Abbauerscheinungen, deren Ursachen bislang aber noch nicht ausreichend erforscht sind. Ein Teil dieser Erscheinungen wird auf Virosen, Bakteriosen, Mykosen, Phytoplasmen oder Schädlinge zurückgeführt, mit denen die Pflanzen infiziert sind. Bei der vegetativen Vermehrung werden sie von der Mutter- auf die Tochterpflanze übertragen (Reinthal und Hertle 2000). So gibt es für Sorten aus der *Phlox-paniculata*-Gruppe große Probleme durch die Weitergabe von Stängelälchen. Auch für *Geranium*- und *Heuchera*-Sorten ist eine Infektion mit Bakterien bekannt, die das Erscheinungsbild sowie die Vitalität stark in Mitleidenschaft ziehen kann

(Poschenrieder et al. 2005). So führte Hertle das schlechte Abschneiden älterer Sorten des *Heuchera*-Sortiments auf diesen Umstand zurück (2004).

Viele alte Sorten können deshalb infolge dieser diffusen „Abbauerscheinungen“ in der Sichtung nicht mehr überzeugen. Wollte man die Ergebnisse konsequent umsetzen und alle nicht überzeugenden Sorten aus dem Verkauf nehmen, so würde dies zum Verlust ganzer Sortimente führen. Bedroht ist dadurch nicht nur das Lebenswerk von Karl Foerster (in etwa 60 Jahren schuf er etwa 400 Sorten⁸), sondern auch von Georg Arends, Ernst

8 Die Zahlen schwanken zwischen 362 (Liste der sicher in den Handel gelangten Sorten, Näser 1994) und bis zu über 700 (Liste der jemals in der Literatur genannten Sorten, Kreuter 1978).

Tab. 1: Sichtungsgärten in Deutschland (Stand 2009; siehe www.staudensichtung.de)

Bernburg, Hochschule Anhalt (FH)
Bonn, Stiftung Arboretum „Park Hürle“
Dresden-Pillnitz, Sächsisches Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie
Düsseldorf, Botanischer Garten der Heinrich-Heine-Universität
Erfurt, Fachhochschule Fachrichtung Gartenbau
Hannover, Berggarten in den Herrenhäuser Gärten
Heidelberg, Lehr- und Versuchsanstalt für Gartenbau
Höxter, Hochschule Ostwestfalen-Lippe
Marquardt, Bundessortenamt, Prüfstelle Marquardt
Nürtingen, Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen
Oeschberg (CH), Kantonale Gartenbauschule Oeschberg
Osnabrück, Fachhochschule Osnabrück
Stuttgart-Hohenheim, Staatsschule für Gartenbau
Wädenswil (CH), Züricher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Institut Umwelt und natürliche Ressourcen
Weihenstephan, Institut für Gartenbau, Forschungsanstalt für Gartenbau
Weinheim, Schau- und Sichtungsgarten Hermannshof e. V.
Wien (A), Sichtungsgarten für Stauden und Gehölze Königshof
Nicht an allen Sichtungsstandorten sind alle zur Prüfung anstehenden Sortimente aufgepflanzt. Tabelle 2 nennt die verwendeten Bewertungen.

Tab. 2: Bewertungsstufen für Stauden in der Sichtung

bei Pracht-(Beet-)Stauden		bei Wildstauden	
***	vorzügliche Sorte	Li	Stau­de für den Pflanzenliebhaber
**	sehr wertvolle Sorte	Lo	Lokalsorte
*	wertvolle Sorte	Ø	entbehrliche Sorte

Definition 2

Beetstauden (= Prachtstauden oder Rabattenstauden): „Bei Beetstauden handelt es sich um wüchsige, prächtige, hohe und niedrige Züchtungen zum Beispiel bei Rittersporn, Pfingstrose, Phlox und Herbstastern, die bei aller Verschiedenheit das gepflegte, keinesfalls nährstoffarme Gartenbeet jeglicher Form zum guten Gedeihen beanspruchen“ (Hansen 1987, 66).

Pagels, Heinz Haagemann, Nonne und Höpker, Goos und Könemann und vielen anderen mehr. Diese Sorten stellen aber inzwischen ein Kulturgut dar, das auch jenseits ihres praktischen Gartenzweckes verdient hat zu überleben.

Es wäre daher dringend geboten, neben der Sichtung noch ein weiteres Instrument zu entwickeln, das sich um den Erhalt gerade älterer Züchtungen kümmert. In England geschieht dies in Form der „National Collections“, die vom 1978 gegründeten „National Council for the Conservation of Plants and Gardens“ (NCCPG) betreut und beraten werden. Auch in Frankreich gibt es inzwischen solche nationalen Sammlungen.

Wildstauden und Beetstauden

Üblicherweise unterscheidet man züchterisch unterschiedlich bearbeitete Staudengruppen, die Wildstauden und die Beetstauden. Diese Unterteilung ist geschaffen worden, da man die Pflanzen, die in regelmäßigen, formalen Gärten eingesetzt wurden, von denen der Naturgärten trennen wollte. „Man könnte nun die Gartenpflanzenwelt einteilen in zwei Hauptarten von Gewächsen, in solche, die im Rahmen von natürlichen Gartenpartien zu ihrer feinsten Wirkung und Erlösung gelangen, und in solche, deren Reiz von Rhythmus, Regelmäßigkeit und architektonischer Raumstimmung entbunden wird. Daneben gibt es noch ein kleines drittes Reich von solchen Pflanzen, die in beiden Welten gebraucht werden“ (Foerster 1928, 335).

Hansen übernahm diese Einteilung von Foerster (siehe Hansen und Stahl 1963, 42ff., 1981, 47ff., und Hansen 1987, 66ff.) und versuchte auf diese Weise die von ihm aufgestellten Lebensbereiche nicht nur nach Gestaltungsprinzipien, sondern auch nach den einzusetzenden Pflanzen zu trennen: In Beeten sollten ausschließlich Beetstauden verwendet werden, während in den anderen naturnahen Lebensbereichen Wildstauden zum Einsatz kamen. „Heute ist es fast unvorstellbar, dass es damals unter Gartengestaltern weithin üblich war, hohe Beetstaudengruppen, in ihren Farben und Höhen aufeinander abgestimmt, größtenteils mit niedrigen, völlig anders gearteten Wildstauden, freilich in sehr ansprechender Weise, zu umpflanzen. Hierbei stellte sich bald heraus, dass die Wildstauden, die ohne jegliche Beachtung ihrer Wesensart und Partnerschaftsbeziehung nur für eine zuverlässige Bodendecke zu sorgen hatten, den Beetstauden eine gesunde, harmonische Entwicklung verwehrten...Es ist also sinnvoll, Beet- und Wildstauden getrennt voneinander in Pflanzungen zu vereinen (Hansen 1987, 66)“. Hansen wollte folglich auf diese Weise verhindern, Pflanzen mit unterschiedlichen Standortansprüchen oder Wuchseigenschaften in einer Gestaltung zu vereinen. So berechtigt dieses Anliegen auch ist – ob es gelingt, liegt letztlich nicht daran, inwieweit Pflanzen züchterisch verändert sind oder woher sie stammen, sondern allein daran, ob sie von ihrer Konkurrenzfähigkeit her kompatibel sind.

Bereits Hansen musste damals feststellen, dass eine so scharfe Trennung nicht möglich war. Es gab durchaus Wildstauden, die in Blüte und Habitus den Beetstauden an Zierwert ebenbürtig waren und deshalb ebenfalls im Beet ihre Berechtigung hatten. Diese Übergangsformen nannte Hansen dann „Wildstauden mit Beetstaudencharakter“.⁹ Man muss sich fragen, warum Hansen nicht auch „Beetstauden mit Wildstaudencharakter“ eingeführt hat. So gibt es Züchtungen von *Helenium*, *Aster amellus* oder *Aster novae-angliae*, die trotz einer Aufspaltung in verschiedenen Wuchsformen und Blütenfarben ihren Wildstaudencharakter beibehalten haben.

9 Von Foerster wurden diese Stauden entsprechend seiner Theorie des "Doppelreiches der Gärten" (1928) als "Zweiweltenkinder" bezeichnet. So ist auch der Name für die Sorte *Aruncus dioicus* 'Zweiweltenkind' zu erklären.

Sie könnten, ohne einen Stilbruch zu verursachen, auch in eine naturnahe Pflanzung integriert werden.

Heute erscheint diese Typologie etwas anachronistisch. Die Beetstauden (oft auch als Prachtstauden oder Rabattenstauden bezeichnet) sind bei Pflanzengestalten etwas aus der Mode gekommen. Man stört sich an den überproportional vergrößerten Blüten und den sehr grellen oder auch detailliert verspielten (und daher gar nicht auf Fernwirkung angelegten) Farben. Die Vergrößerung des Chromosomensatzes bei manchen Arten (zum Beispiel bei Taglilien von diploid zu tetraploid) bedingt dazu noch eine sehr starre und straffe, oft wenig gefällige Wuchsform. Daher dient die konventionelle Züchtung zur Steigerung der Blütenmerkmale (wie zum Beispiel bei *Hemerocallis*, Lilien oder Iris) vielfach nur noch den Sammlern oder Liebhabern. Diese preislich sehr hoch anzusetzenden Neuheiten gelangen nur mehr selten in die Hände der planenden Landschaftsarchitekten.

Um einen eleganteren und auch natürlicheren Aufbau zu erreichen, werden heute Sorten von Beetstauden oft mit Naturformen rückgekreuzt (zum Beispiel bei *Hemerocallis* oder *Phlox*). Oder es werden Wildformen so verändert, dass sie ihren natürlichen Charakter beibehalten. Ernst Pagels hat dies mit seinen Sorten von *Aruncus dioicus*, *Eupatorium fistulosum*, *Miscanthus sinensis* und *Salvia nemorosa* exemplarisch vorgemacht (Mattern 1993a, King und Leopold 2000, Meyer 2000 und 2002). Und viele moderne Gestalter haben gezeigt, dass mit Wildformen und deren Selektionen vorzügliche Beetgestaltungen möglich sind.

Somit lassen sich heute die genannten Kategorien kaum mehr aufrechterhalten. Es gibt ein weites Spektrum zwischen der klassischen, auf intensive Betreuung angewiesenen Beetstaude und der unverändert der Natur entnommenen Wildstaude. Und auch die gestalterischen Konsequenzen entfallen weitgehend: Erlaubt ist, was funktioniert und gefällt.

Definition 3

Wildstauden: Züchterisch nicht oder wenig veränderte Ausgangsformen von natürlich vorkommenden Pflanzenarten.





Teil I

Hintergründe

1 Geschichte der Staudenverwendung

1.1 Vorgeschichte

Stauden waren den Menschen als Teil ihrer natürlichen Umgebung schon immer bekannt. Seit Beginn der Gartenkultur nutzte man sie als Gemüse, Gewürz- oder Heilpflanzen. Auch ist davon auszugehen, dass sie mit Beginn der Gartenkunst als Zierpflanzen Verwendung fanden. Exakte, heute noch zuordnenbare Darstellungen von Stauden in Gärten kennt man im Abendland spätestens seit dem Spätmittelalter. Auf rheinischen Tafelbildern der Spätgotik lassen sich Maiglöckchen, Iris, Stockrosen, Akeleien, Gänseblümchen und Primeln erkennen. Meist sind zwar religiöse Themen wie etwa das „Paradiesgärtlein“ illustriert, aber die Gemälde zeigen wohl eher die weltlichen Gärten jener Zeit.

In der darauf folgenden Neuzeit begeisterte man sich für die Wissenschaften, auch für die Botanik. Gärten und Pflanzensammlungen wurden angelegt. Bereits ab dem 16. Jahrhundert ist in Mitteleuropa eine große Anzahl exotischer Arten belegt, die vor allem noch aus dem Handel mit dem Mittelmeerländern stammten (zum Beispiel Pfingstrosen, Tulpen, Narzissen), bevor im 16. Jahrhundert aus anderen Kontinenten neue Pflanzen nach Mitteleuropa eingeführt wurden. Gleichzeitig begann man verschiedene Kultivare zu selektieren. Da die binäre Nomenklatur mit zweiteiligem Artnamen noch nicht entwickelt war, wurden die Pflanzen anhand ihrer äußeren Erscheinung, meist ihrer Blüte, beschrieben. Deshalb ist es zum Beispiel heute unmöglich, die 54 verschiedenen Tulpen, 42 Narzissen, 37 Iris, 28 Nelken und 28 verschiedenen Hyazinthen, die im Hortus Eystettensis von 1613 dargestellt sind, botanisch korrekt zu identifizieren. Trotzdem bleibt das Erstaunen über die Fülle und Verschiedenheit der zu dieser Zeit bereits kultivierten Formen. Verschiedene andere botanische Werke zeugen vom Reichtum der Gärten in der damaligen Zeit (Abbildung 4).

Blumen (und damit auch Stauden) wurden seit der Renaissance in Beeten kultiviert. Daraus entwickelten sich im Barockgarten die Plate-bande, eine Rabatte längs des Parterres, in der hauptsächlich Stauden zu finden waren (siehe Abbildung 5). Heute werden sie oft in historisch nicht korrekten Rekonstruktionen ausschließlich mit einjährigen Arten bepflanzt. Behandelt wurden die Stauden dort wie Wechselkultur. Die Beete wurden in unregelmäßigen Abständen (je nach Notwendigkeit herrschaftlicher Repräsentation) erneuert, oft wurden Pflanzen auch einzeln ausgetauscht. Die abgeblühten Exemplare teilte man und pflanzte sie in Vorratsbeete, aus denen sie dann im knospigen Zustand wieder entnommen wurden, um das Parterre mit Blüten zu füllen (Wimmer 2008).

Neben der offiziellen Gartenkunst gab es immer schon die gärtnerische Liebhaberei. Besonders beliebt waren kuriose Abweichungen, wie sie zum Beispiel bei Tulpen infolge einer Viruserkrankung zu beobachten sind (Abbildung 6). Sie hatten entscheidenden Anteil an der Tulpenbegeisterung des 17. Jahrhunderts – und auch an deren Niedergang (Pavord 1999, Wachsmuth 2007). Im Barock sammelte man nicht nur Orangenbäumchen,



Abb. 4: *Paeonia femina* (heute *Paeonia officinalis*) aus dem Dritten Buch der *Commentarii* nach Dioscoridis von Pierandrea Mattioli (um 1565). Die Pfingstrose wurde bereits sehr früh in Mitteleuropa eingeführt und war bekannt als Garten- und Arzneipflanze.

sondern auch krautige Pflanzen wie Nelken oder Levkojen. Auch die Garten-Aurikel (*Primula* × *pubescens*) gehörte schon früh dazu. Diese natürliche Hybride aus *P. auricula* und *P. hirsuta* entwickelte unzählige Blütenformen und Farbvarianten. Man pflanzte sie nicht in Beete, sondern stellte sie einzeln, in Töpfen, zur Schau. Da ihre Blüten bei ungünstigem Witterungsverhältnissen sehr leiden konnten, konstruierte man sogenannte Aurikeltheater, in denen die Pflanzen, geschützt vor zu viel Sonne und Regen, aufbewahrt und präsentiert werden konnten (Wachsmuth und Nickig 2000). Diese Pflanzen, die in den verschiedensten Sorten erhältlich waren, bezeichnete man in Deutschland als Blumisten-Bumen.¹⁰

Diese Begeisterung für einzelne Arten und Gattungen setzte sich in den bürgerlichen Hausgärten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts fort

¹⁰ Diese Mode ist inzwischen auch in Deutschland wieder eingezogen – zum Teil verbunden mit denselben Pflanzen wie damals. Verwiesen sei nur auf die Sammler von Schneeglöckchen (engl. *galanthophiles*), Aurikeln und Leberblümchen.



Abb. 5: Die Frühjahrsbepflanzung einer Plate-bande aus Sanssouci, Potsdam, wurde nach barocken Vorlieben gestaltet. Es fällt auf, dass neben den Zwiebelblumen noch viele weitere Stauden zu finden sind (zum Beispiel *Primula* × *pubescens*, *Doronicum orientale*).

(Abbildung 7). Für die damals aktuelle Gartenkunst, die den großräumigen Landschaftsgarten verlangte, hatten die Bürger weder Raum noch Geld. Es wurden Rabatten und einfache Beete aus Einjahresblumen und Stauden angelegt, um sich mit den Lieblingen zu umgeben (van Dülmen 1999). In dieser Zeit kann man die ersten, eigentlichen Staudenbeete vermuten. Der Hausgarten mit Laube und duftenden Blüten gehört zur Vorstellung, die man sich heute von einem idyllischen Biedermeier macht. Später werden diese inspirierten, aber zugleich unangestregten „Gärten der Goethe-Zeit“ für Schulze-Naumburg um 1900 zum Vorbild, als es gilt den erstarrten Gärten der Gründerzeit zu reformieren.

Somit war die Begeisterung für Pflanzen, insbesondere Stauden, auch während der Zeit des Landschaftsgartens nicht gering. Im Park selbst waren zunächst keine Stauden zu sehen. „Bekanntlich hat der Landschaftsgarten mit Blumen niemals etwas Rechtes anzufangen gewusst, die Hauptquelle seiner Schönheit war immer der Baum“ (Hoffmann 1963, 254). Aber jeder Park hatte seine eigene Gärtnerei, in denen eine große Vielfalt von Pflanzen – auch Stauden – kultiviert wurden. Als dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Pückler und Lenné der Pleasureground im deutschen Landschaftsgarten Einzug hielt, konnte man auch im Park selbst wieder Blumen und Stauden sehen. Mit dem englischen Begriff Pleasure Ground bezeichnet man die intensiv gärtnerisch gepflegten Bereiche, die das Haus umgaben und einen Übergang zur eigentlichen landschaftlichen



Abb. 6: Verschieden „geflamnte“ Tulpen zeigt der Hortus Eystettensis (um 1613). Für diese – sehr gesuchten – Farbveränderungen ist der Tulpen-Mosaik-Virus verantwortlich. Leider führt er oft zum frühen Tod der Pflanze. Heute werden diese Tulpen als Rembrandt-Tulpen in einer eigenen Klasse zusammengefasst (Wachsmuth 2007).

Abb. 7: Verschiedene Formen des Leberblümchens (*Hepatica nobilis*) sind im Werk von Friedrich Heinrich Wilhelm Martini aus dem Jahr 1775 abgebildet. Die Pflanze wird dort als Leberkraut bezeichnet. Heute ist diese Sammelleidenschaft wieder aufgeflammt.



Abb. 8: Hermann Fürst Pückler ließ seine „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ ausführlich illustrieren. Dadurch kann man die Wirkung der Beete, bepflanzt mit Sommerblumen und Stauden, leicht nachvollziehen.

Gestaltung bildeten. Akeleien, Rittersporn, Malven und andere wurden zusammen mit Sommerblumen in Beete gesetzt (siehe Abbildung 8). Die Beete konnten üppig wuchern oder aber sie waren gezielt in kontrastierenden Farben nach ausgefeilten Farbtheorien zusammengestellt. Man bezeichnete die einen als *pitturesque*, die anderen als *gardenesque*.

Doch der Stil dieser Beete wandelte sich zur Mitte des Jahrhunderts hin. Der sogenannte gemischte Stil hielt in herrschaftlichen Anlagen wie in den Bürgergärten Einzug. Die Bürger waren zu Wohlstand gekommen. Die historisierenden Villen, repräsentative Gebäude mit Stilelementen des Barock, der Renaissance oder der Gotik, sollte ihre Reputation sichern und

ihren Reichtum zeigen. Am Haus entstanden Beete, die die historisierende Formensprache der Gebäude aufnahmen. In diesen sogenannten Teppichbeeten versuchte man differenzierte geometrische Ornamente mithilfe von Pflanzen nachzuzeichnen (Abbildung 9). Nur ganz niedrige Arten von Stauden, zum Beispiel aus den Gattungen *Sedum*, *Sempervivum*, *Antennaria* oder *Sagina* waren für diese streng grafischen Zierformen geeignet. Für üppige Stauden war kein Platz mehr. Die Stauden verschwanden aus den öffentlichen und privaten Gärten. Bauerngärten, botanische Gärten und botanische Sammlungen boten für einige Rückzugsmöglichkeiten.

1.2 Beginn der Staudenverwendung: die Arts-and-Crafts-Bewegung

Bis zu diesem Zeitpunkt fällt es schwer, von einer wirklichen „Staudenverwendung“ als Mittel der Gartenkunst zu reden. Stauden wurden zwar in Schmuckpflanzungen verwendet, man behandelte sie allerdings entweder als Wechsellpflanzung (sie wurden regelmäßig herausgenommen und neu gepflanzt) oder sie wurden in den bürgerlichen Gärten mit viel Leidenschaft gesammelt.

Erste Bestrebungen einer naturnahen Pflanzenverwendung in Parks gibt es in Deutschland bereits ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Als wichtigster Vertreter ist hier Hermann Jäger zu nennen, der 1858 auch das erste Fachbuch zur Pflanzenverwendung in Deutschland schrieb („Verwendung der Pflanzen in der Gartenkunst, oder Gehölz, Blumen und Rasen“). Darin unterscheidet er bereits zehn verschiedene Arten der Aufstellung und Verwendung von Blumen: 1. einzeln auf Rasen, 2. gruppiert, 3. auf eigentlichen Beeten, 4. auf Rabatten, 5. am Rande von Gebüsch, 6. auf Felsen, 7. im Wasser und am Ufer, 8. im Walde und auf Rasen verwildert, 9. an Lauben, 10. in Gefäßen. Hier ist also ein Teil der späteren Möglichkeiten der Staudenverwendung bereits vorformuliert.

Die entscheidende Wendung vollzieht sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Es entwickelte sich eine Gegenbewegung zum gründerzeitlich pompösen, in historischen Vorstellungen erstarrten Gestaltungsverständnis. Ausgangspunkt dieser Entwicklung gegen den dort als „viktorianisch“ bezeichneten Kunstgeschmack war England. Die erste industriell-urban geprägte Gesellschaft wird erfasst von der Sehnsucht nach ländlicher Idylle. Stilbewusste, intellektuelle Vertreter der englischen „middle classes“ zog es aufs Land, um in Harmonie mit der Natur zu leben. Künstlerischen Ausdruck findet diese Sehnsucht in der Arts-and-Crafts-Bewegung (von etwa 1880 bis 1918). Sie fordert ein Zurück zu bodenständigen Materialien und individuellen handwerklichen Techniken. Diese Prinzipien gelten auch für die Gestaltung der Gärten. Haus und Garten sollten eine Einheit bilden. Vorbilder der Gestaltung waren Bauerngärten, in denen man diese Einheit verwirklicht sah (Darley 1993, W. Hitchmough 1997).

Diese Hinwendung zu einer neuen Einfachheit nahm zuerst William Robinson (1838–1925) auf. In seinem Buch „The Wild Garden“, erstmals 1870 herausgegeben, weist er auf die vielfältigen Möglichkeiten hin, die sich aus der Verwilderung von Stauden im informellen Garten ergeben. Formale Gärten lehnte er ab. Robinson zeigte sich damit noch eher der landschaftlichen Gestaltung verhaftet. Zur wichtigsten Pflanzengestalterin



dieser Zeit wurde Gertrude Jekyll (1843 – 1932) die mit Robinson in engem Kontakt stand (Abbildung 10). Zusammen mit dem Architekten Edwin Lutyens (1869 – 1944) plante sie ab 1889 zahlreiche Gärten. Sie stellt die Pflanzen in den Mittelpunkt, egal ob es um architektonische oder aber landschaftliche Gestaltungen handelte. Oft wurde zunächst eine schlichte, formale Aufteilung gewählt und mit Natursteinen befestigt. In diese kunstvollen Mauern, Wege und Treppen wurden dann als organisch lebendiges, überwachsendes Element die Pflanzen eingefügt. In weitere Entfernung vom Haus fanden sich dann die landschaftlichen Vegetationstypen (W. Hitchmough 1997, Kühn 2002).

Gertrude Jekyll hatte eine Ausbildung als Malerin. Vorbild für ihre Pflanzengestaltungen waren die üppigen Landhausgärten Englands. Hier traf man die pflegeleichten Stauden noch an, während sie bei Städtern dieser Zeit, in deren möglichst pompösen Teppichbeeten sich zugleich ihr gesellschaftliches Ansehen widerspiegeln sollte, verpönt waren. Jekyll war weder die erste noch die einzige, die diese Zeitströmung aufnahm. Aber ihr geschultes Farb- und Formempfinden führte dazu, dass sie das Potenzial dieser Pflanzen erkannte und es ihr damit gelang, die Staudenverwendung zur Kunstform zu erheben. Von Jekyll existieren über 2000 Pläne für rund 250 Gärten. Aber auch als Schriftstellerin war sie sehr erfolgreich. Besonders einflussreich war ihr Buch „Colour schemes for the flower garden“, das sie erstmals 1914 veröffentlichte. Ihre Bepflanzungsschemata zeichnen sich durch lang gezogene Bandstrukturen, die „drifts“, aus. Auf diese Weise lassen sich die Pflanzen zu so großen Gruppen zusammenstellen, sodass überzeugende Effekte entstehen. Auch wenn Pflanzen nach dem Blühen zurückgeschnitten werden, entstehen keine Lücken, da sie von dem davor

Abb. 9: Im Garten der Royal Horticultural Society in Wisley (England) wird die Kunst der Teppichbeetgärtnerie noch demonstriert.



Abb. 10: Gertrude Jekyll (1843–1932) gilt als die Begründerin der modernen Staudenverwendung.

gepflanzten Streifen verdeckt werden. Beim Vorbeigehen verändert sich die Wirkung der „drifts“: Steht man vor der Pflanzung, nimmt man sie als Band wahr, schaut man dagegen von der Seite, sieht man sie eher als runde Gruppe (Maubach 1993).

Für jedes Beet hatte Gertrude Jekyll ein Farbschema entworfen. In stark definierten Gartenräumen bevorzugte sie monochrome Farbzusammenstellungen, bei linearen Rabatten Farbverläufe (siehe Abbildungen 11, 12 und 13). Intensive Farbsteigerungen erzielte sie durch das Einstreuen von Einjahresblumen, Kübelpflanzen, Zwiebel- und Knollengewächsen. Deshalb konnten ihre Zusammenstellungen durchaus auch grell und knallig wirken. Die äußerst kunstvollen Pflanzungen waren alles andere als pflegeextensiv.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden dann die großen Staudengärten in England, die heute den Höhepunkt einer Gartenreise in Großbritannien darstellen, wie zum Beispiel Hidcote Manor (ab 1903 von Lawrence Johnston), Great Dixter (ab 1909 von Nathaniel Lloyd unter Mitwirkung von Edwin Lutyens) und Sissinghurst (ab 1930 von Vita Sackville-West).

1.3 Anfänge in Deutschland

Zum Ende des 19. Jahrhunderts finden sich auch in Deutschland immer wieder Hinweise auf eine zunehmende Bedeutung der Stauden. 1887 erscheint von Theodor Rümpler das erste Buch in Deutschland, das ausschließlich die Gruppe der Stauden zum Thema hat. Worauf er damit abzielt, lässt sich schon am umfangreichen Titel erkennen: „Die Stauden oder perennierenden winterharten oder doch leicht zu schützenden Blüten- und Blattpflanzen als das werthvolle und vortheilhafteste Ausstattungsmaterial für Blumen- und Landschaftsgärten, mit Einschluß alpiner Arten, nebst Bemerkungen über ihre Kultur, Vermehrung und Verwendung...“ Die Stauden finden begeisterte Anhänger und man versucht diese Pflanzen gegen die Teppichpflanzenmode dieser Zeit in Stellung zu bringen. „Nicht ohne Erfolg sind seit einem Jahrzehnt die berufensten Gartenbau-Journale bemüht gewesen, die Freiland-Stauden, den Stolz der Gärten früherer Zeit, in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren und ihnen die Gunst der Blumenfreunde zurückzugewinnen... Das Wiedererwachen des Gefallens an diesen Gewächsen ist ohne Zweifel zunehmender Erkenntnis der in ihnen beschlossenen blumistischen Werthe und ihrer Bedeutung für dekorative Gartenzwecke verschiedenen Art entsprungen“ (Rümpler 1887: o. S.). 1901 werden die Stauden schon zu den „allerbevorzugtesten Modepflanzen“ gezählt (Hesdörffer et al., o. S.) „Es ist von diesen Gewächsen unter Gärtnern und Gartenfreunden fortgesetzt so viel die Rede und die Fachpresse widmet ihnen ständig einen so grossen Teil ihres Raumes, dass sich wohl annehmen lässt, jeder, der sich mit Blumen- oder Gartenkultur beschäftigt, weiß sofort, was er unter diesem Sammelnamen zu verstehen hat.“ Manche, der zu diesen Zeiten niedergeschriebenen Äußerungen lassen schon sehr an Foerstere Ausbrüche von Euphorie denken¹¹ – und zeigen auch, dass Karl Foerster später sowohl im Sprachduktus als auch in der Sache selbst keinen neuen Trend begründete, sondern auf eine durchweg positive Grundstimmung bei fortschrittlich eingestellten Gärtnern und Gartenkünstlern aufbauen konnte.

11 „Seine [des Gartenfreundes] größte Freude ist es, das Erwachen der Natur zu beobachten, wahrzunehmen, wie die Keime hervorsprossen, sich entfalten, wachsen. Welche Freude machen ihm die ersten Blumen, deren Entstehen er beobachtet hat, und solchen Genuß bietet die Natur in geradezu verschwenderischer Weise! Wer liefert uns im zeitigsten Frühjahr die ersten Blumen? Stauden sind es, und wiederum Stauden, welche im Herbst den letzten Blumenreigen beschließen und den letzten Widerstand leisten, wenn der Frost allem Blumenleben ein Ende gebietet. Die reiche Formenreihe der Stauden bietet uns das ganze Jahr hindurch stets Neues und Interessantes“ (Grabbe 1897, 2).



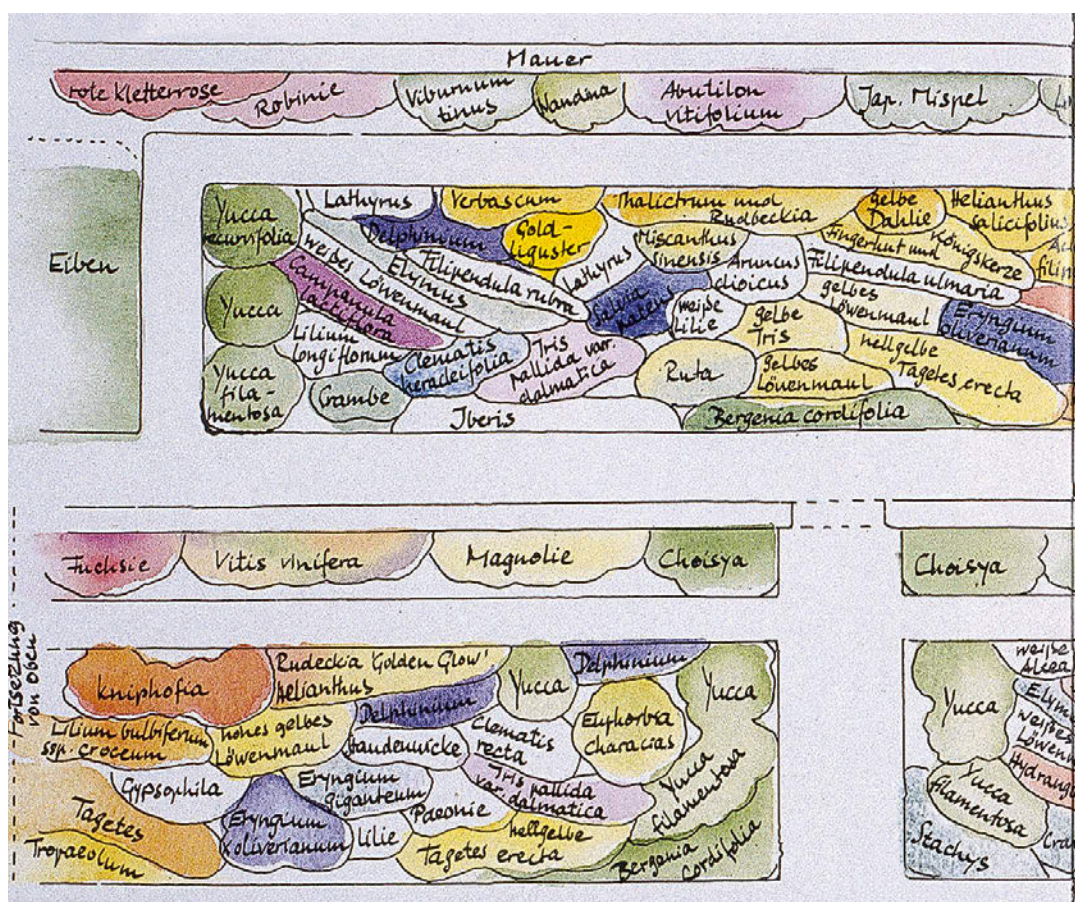
Abb. 11: In ihrem privaten Garten in Munstead Wood erprobte Gertrude Jekyll die Zusammenstellungen, die sie in den Gartenplanungen verwendete oder in ihren Büchern beschrieb. Die Abbildung zeigt die Rabatte von Munstead Wood zu Lebzeiten von Gertrude Jekyll.

Im 19. Jahrhundert werden in Deutschland die ersten Staudengärtnereien gegründet – zuerst meist als Betriebe mit gemischtem Sortiment, die Spezialisierung auf Stauden erfolgte erst später (Pfitzer in Stuttgart 1844, Fehrle in Schwäbisch Gmünd 1857, 1860 Weinreich in Wolmirstedt, Arends in Wuppertal 1888, Foerster in Berlin 1907, Gräfin von Stein-Zeppelin 1926). Von ihnen existieren einige noch bis auf den heutigen Tag. Zusammen mit Georg Arends (1863 – 1952) wurde Karl Foerster (1874 – 1970) zum bekanntesten Staudenzüchter in Deutschland. Beide erweiterten das Sortiment beträchtlich.

Abb. 12: Die große Rabatte von Munstead Wood wurde nach dem von Gertrude Jekyll überlieferten Schema wiederhergestellt.



Abb. 13: Das von Gertrude Jekyll entworfene Schema der Großen Rabatte in Munstead Wood. Sie folgt einem Farbverlauf: Am äußersten Ende soll Blau den Eindruck von Weite erwecken, in den mittleren Partien geht sie in die warmen Farbtöne über, um dann in einem kalten Farbton zu enden (Jekyll 1988).



1.4 Erste Blüte der Staudenverwendung

Der große Umbruch in der Gartenkunst zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte nicht nur zum neuen Stil der Reformgartenzeit. Gleichzeitig erkannten die fortschrittlichen Landschaftsarchitekten, dass in Wahrnehmung ihrer sozialen Verantwortung viele neue Aufgaben im öffentlichen Freiraum auf sie zukommen würden. Neue Parks und Stadtplätze entstanden und dort waren auch die ersten öffentlichen Staudenpflanzungen zu sehen. In Köln steht für diese Entwicklung Fritz Enke (1861 – 1931), in Hamburg Otto Linne (1869 – 1937) und in Berlin der Name Erwin Barth (1880 – 1933). Letzterer propagierte den Einsatz der Stauden für Stadtplätze (1913a) und verwendete sie auch immer wieder selbst (1913b, c). Sie wurden in Rabatten gesetzt (zum Beispiel Mierendorfplatz von 1911/12, Savignyplatz von 1926, Abbildung 14) oder auch naturnah vergesellschaftet (Brixplatz von 1913). Diese Plätze sind durch die Bemühungen der Gartendenkmalpflege in Berlin heute wieder entstanden.

Ihren eigentlichen Siegeszug traten die Stauden aber in den privaten Gärten an. Der Landhausstil war von England ausgehend auch in Deutschland populär geworden. Der Architekt Hermann Muthesius propagierte Gärten in Anlehnung an die Arts-and-Crafts-Bewegung. 1908 wurde in der Zeitschrift „Die Woche“ ein inzwischen legendärer Hausgartenwettbewerb ausgeschrieben, den der Magdeburger Landschaftsarchitekt Friedrich Bauer gewann. Eine Exkursion führender deutscher Landschaftsarchitekten

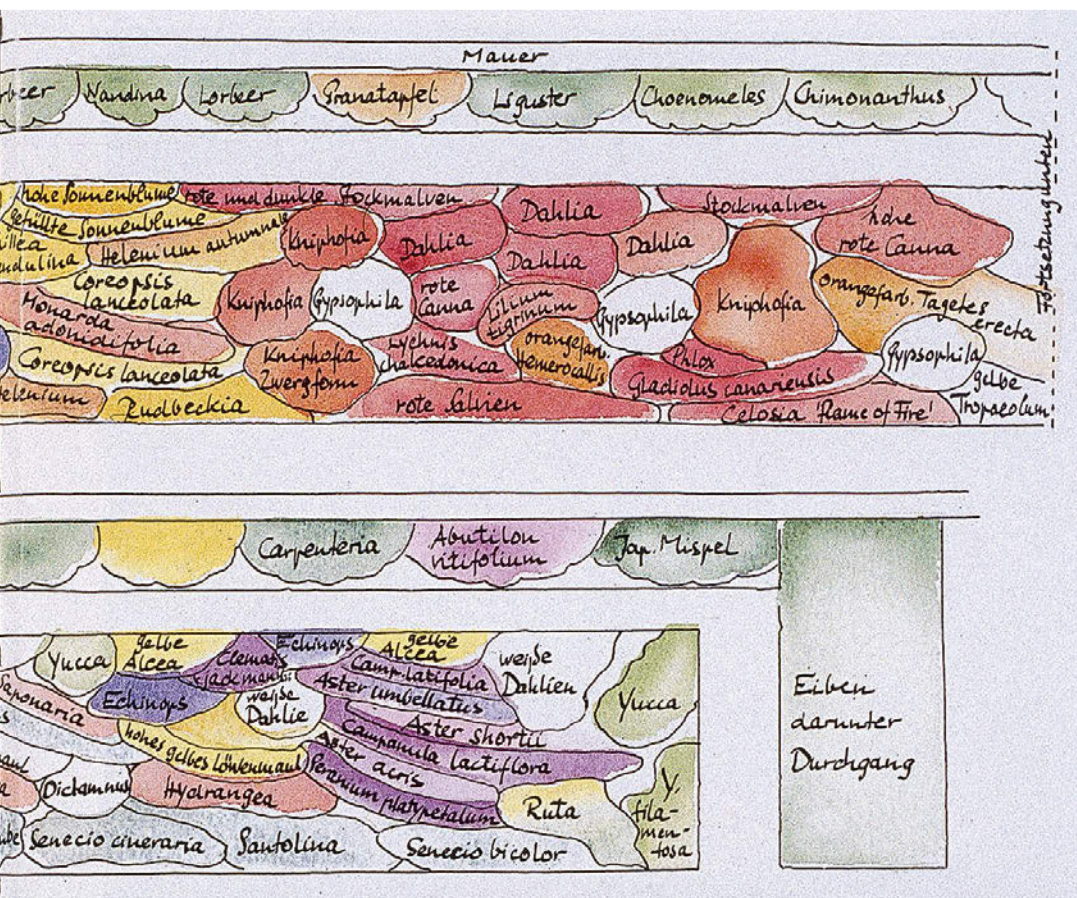




Abb. 14: Am Savignyplatz – einer Stadtplatzanlage in Berlin von Erwin Barth von 1926 – kann man nach Rekonstruktion und Neubepflanzung heute wieder die Stauden im öffentlichen Freiraum erleben (Bepflanzung Christian Meyer).

nach England im Jahre 1909 brachte den endgültigen Durchbruch. Es wurde die Forderung erhoben, dass der Garten die Fortsetzung des Hauses sein müsse. Deshalb teilte man ihn architektonisch in Räume auf. Die strenge Formgebung sollte durch eine üppige Bepflanzung kontrastiert werden – ganz wie es in England bereits üblich war. So kam den Stauden eine zentrale Bedeutung im neuen sogenannten Reformgarten zu (Mader 1999, Musiolek 2005).

Für diesen neuen Gartenstil bedurfte es also auch der „neuen Pflanzen“.¹² Der Hauptprotagonist für diese Entwicklung in Deutschland war Karl Foerster (1874–1870). Er gilt als die zentrale Figur der Staudenbegeisterung in Deutschland und genießt noch heute fast kultische Verehrung. Verschiedene Auszeichnungen (Karl-Foerster-Anerkennung der Karl-Foerster-Stiftung, Karl-Foerster-Ring, vergeben vom Bund deutscher Staudengärtner) sind nach ihm benannt.

Karl Foerster kam aus einer sehr angesehenen Familie des intellektuellen Berliner Bürgertums – sein Vater war Professor und Leiter der Sternwarte, sein Bruder ein berühmter Erziehungswissenschaftler. Er ergreift den Gärtnerberuf – was gar nicht dem Niveau der Bildungsschicht entsprach, aus der er stammte. 1907 gründete er seine erste Gärtnerei, 1910 zog er damit nach Bornim bei Potsdam (Abbildung 15). Er begann sofort mit der Züchtung eigener Sorten und führte neue Arten ein. Über Bornim hinaus bekannt wurde er vor allem durch seine Veröffentlichungen. Karl Foerster setzte sich nahezu missionarisch für die Stauden und ihre Verwendung ein. Bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts veröffentlicht er insgesamt 29 Bücher, zum Beispiel „Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit“ (1911), „Vom Blütengarten der Zukunft“ (1917), „Blauer Schatz der Gärten“ (1941), „Neuer Glanz des Gartenjahres“ (1952) und als letztes: „Es

¹² Ein zentrales Thema in Karl Foersterns literarischem Schaffen war der zukünftige Garten mit seinen neuen Pflanzen. Deshalb finden sich hier Titel wie: „Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit“ (1911), „Vom Blütengarten der Zukunft“ (1917), „Neue Blumen – neue Gärten“ (1938).



Abb. 15: Blick in den Senkgarten am Wohnhaus von Karl Foerster in Bornim bei Potsdam vor 1917 (Foerster 1917).

wird durchgeblüht“ (1968). Von ihm gehen ohne Zweifel viele entscheidende Impulse für eine deutsche Staudenverwendung aus.

1920 verwirklichte er zusammen mit Camillo Schneider (1876–1951) und Harry Maß die Zeitschrift „Gartenschönheit“, die durch hervorragende Bildqualität und ausgewählte Autoren Maßstäbe setzte. Aber vor allem nahm er auch Einfluss auf Künstler und junge Landschaftsarchitekten seiner Zeit. Richard Hansen beschreibt diese kreative Aufbruchsstimmung später folgendermaßen: „Karl Foerster und die Bornimer Atmosphäre haben nicht nur uns junge Gärtner, sondern auch Künstler und Gelehrte, Musiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Architekten und natürlich auch viel Jugend angezogen. Viele unter ihnen waren seinem Hause eng verbunden. Der Bornimer Geist, aber auch Foerstere Güte und Freundlichkeit, verbunden mit seiner unbeschreiblichen Heiterkeit, übten eine starke Faszination aus. Es war eine große Gartenzeit. Die Träume vom Blütengarten der Zukunft schienen sich zu verwirklichen, zumal viele Menschen hofften, in unseliger Zeit ihren Frieden im Garten zu finden“ (1987, 13).